

NEUE  
SÜDSEE-BILDER

VON

ARTHUR BAESSLER.

---

MIT 35 TAFELN, 6 TEXTABBILDUNGEN  
UND EINER KARTE.

**BERLIN**

VERLAG VON GEORG REIMER

1900.



NEUE  
SÜDSEE-BILDER



VON  
ARTHUR BAESSLER.

BERLIN  
VERLAG VON GEORG REIMER

1900.







Meisenbach Pflanzl. & Co.

TAHITIÉRIN.  
(MISCHBLUT.)

DEM ANDENKEN MEINES FREUNDES

WILHELM JOEST

GEWIDMET.



## INHALT:

	Seite
Tahiti und Moorea . . . . .	1
Marae und Ahu auf den Gesellschafts-Inseln . . . . .	111
Tahitische Legenden . . . . .	149
Tahitische Genealogien . . . . .	167
Ein Streifzug durch die Marquesas-Inseln . . . . .	189
Die Cook-Inseln . . . . .	243
Wilhelm Joest's letzte Weltfahrt . . . . .	276

---



## TAFELN:

Tafel	Seite
I. Tahitierin, Mischblut (Titelbild) . . . . .	12
II. Eingeborene von Tahiti, Gesellschafts-Inseln	12
III. Kochhaus, Tahiti, Gesellschafts-Inseln . .	19
Wohnhaus, Tahiti, Gesellschafts-Inseln . .	17
IV. Fare, Tahiti, Gesellschafts-Inseln . . . .	17
Farehau in Tautira, Tahiti, Gesellschafts-	
Inseln . . . . .	51
V. Haus modernen Styles, Tahiti, Gesell-	
schafts-Inseln . . . . .	19
Haus modernen Styles, Tahiti, Gesell-	
schafts-Inseln . . . . .	19
VI. Fefekranker, Tahiti, Gesellschafts-Inseln .	42
VII. Kinder der Oster-Insulaner auf Tahiti . .	84
VIII. Oster-Insulaner auf Tahiti . . . . .	84
IX. Haus der Oster-Insulaner auf Tahiti . . .	85
X. Kinder von Tahiti, Gesellschafts-Inseln . .	88
XI. Moorea, Gesellschafts-Inseln . . . . .	99
XII. Marae Taputapuatea, Raiatea, Gesellschafts-	
Inseln . . . . .	143

Tafel	Seite
XIII. Marae Tainuu, Raiatea, Gesellschafts-Inseln	146
XIV. Eingeborene der Marquesas-Inseln . . .	194
XV. Mädchen von den Marquesas-Inseln . . .	195
XVI. Hae, Marquesas-Inseln . . . . .	201
Hae, Marquesas-Inseln . . . . .	201
XVII. Tiki, Marquesas-Inseln . . . . .	206
XVIII. Haus modernen Styles, Marquesas-Inseln	207
Hataa, Marquesas-Inseln . . . . .	207
XIX. Tiki Takaii, Hivaoa, Marquesas-Inseln .	236
XX. Tiki Makiitauapepe, Hivaoa, Marquesas- Inseln . . . . .	236
XXI. Me'ae, Hivaoa, Marquesas-Inseln . . . .	237
XXII. Rarotonga, Cook-Inseln . . . . .	257
XXIII. Eingeborene von Mangaia, Cook-Inseln .	258
XXIV. Stein des Ariki von Arorangi, Rarotonga, Cook-Inseln . . . . .	265
Stein Taumakeva, Rarotonga, Cook-Inseln	264
XXV. Steinsitz von Puera, Rarotonga, Cook-Inseln	265
Steinsitz von Kapotoka, Rarotonga, Cook- Inseln . . . . .	264
XXVI. Mere Pa Ariki neben ihrem Thronsessel Atamira, Rarotonga, Cook-Inseln . . . .	266
XXVII. Haus und Eingeborener der Insel Manihiki auf Rarotonga . . . . .	266
XXVIII. Eingeborene von Mauke, Cook-Inseln .	269

Tafel	Seite
XXIX. Haus auf Mauke, Cook-Inseln . . .	267
Haus auf Mangaia, Cook-Inseln . . .	274
XXX. Waipo und Söhne, Mangaia, Cook-Inseln	274
XXXI. Frau und Schwiegertöchter von Waipo, Mangaia, Cook-Inseln . . . . .	274
XXXII. Wilhelm Joest auf Santa-Cruz . . . . .	368
XXXIII. Port Moresby, Britisch Neu-Guinea . . .	302
Hanuabade, Britisch Neu-Guinea . . . . .	320
XXXIV. Eingeborene von Santa Cruz . . . . .	376
XXXV. Eingeborene von Santa Cruz . . . . .	378

---

### ABBILDUNGEN IM TEXT:

Hausgerüst auf Huahine . . . . .	95
Marae, Tahiti . . . . .	118
Tii, Tahiti . . . . .	128
Stein Hiti, Tahiti . . . . .	136
Tätowir-Instrumente, Marquesas-Inseln . . . . .	197
Riss eines Hae, Marquesas-Inseln . . . . .	202

---



# TAHITI UND MOOREA.





Perle und Königin sind Epitheta, die in Reisebeschreibungen häufig vorkommen, aber oft zu Unrecht vergeben worden sind. Ich lasse es daher dahin gestellt sein, ob die Tahitier unbestritten stolz behaupten dürfen: »Tahiti sei die Königin der Südsee, denn sie trüge deren Diadem.« Mit dem Diadem freilich haben sie recht. Unweit der letzten Häuser von Papeete führt eine Brücke über den Fluss Fautaua; von dort aus hat man einen schönen Blick in das Fautauathal, das von einer freistehenden Bergformation abgeschlossen wird, für die man keinen passenderen Ausdruck als Diadem finden könnte: eine aus ungeheuren Felszacken gebildete Riesenkrone. Allerdings sitzt die Krone etwas schief, aber das schadet nicht. Die Königin ist kein altes, steifes Weib, das aus Furcht, die Krone könne fallen, den Kopf nicht bewegt, sie ist ein junges, fröhliches, von Lebenslust übersprudelndes Mädchen, deren im wilden Tanz gelösten Haare nur mit Mühe das mit Blumen umwundene Diadem halten. Vergebens

wäre es, dies zurecht zu rücken; im nächsten Augenblick würde sie doch wieder die Wildeste unter den Ausgelassensten sein und weiter durchs Leben tollen, unbekümmert, ob die Krone rutscht, das Gewand zerreisst oder der *Pareu* sich löst.

Da, wo einst in Papeete, der Hauptstadt von Tahiti, die Flagge des Königs Pomare über einem tahitischen *Fare* wehte, erheben sich jetzt drei grosse steinerne Gebäude: das von Frankreich für den König erbaute Schloss, das Palais des Gouverneurs und dazwischen ein Gebäude für Bureaus. Vor letzterem liegt in einem Garten ein niedriges Häuschen, der Klub der französischen Offiziere.

Das Schloss ist ein grosses viereckiges Haus mit hölzerner Veranda und kleinem Thurm, das Erdgeschoss nimmt ein, durch Säulen in einen grösseren Mittelraum und zwei etwas kleinere Seitenräume getheilter, Saal ein, aus dem eine Freitreppe in den oberen Stock führt, der in mehrere Zimmer zerfällt. Pomare, für den es erbaut war, hat diese für einen Tahitier höchst ungemüthliche Wohnung niemals bezogen und nur den Saal bei Empfängen und Festlichkeiten benutzt. Hinter dem Palast steht ein einfaches, niedriges, hölzernes Haus; dort lebte und starb er als letzter König der Insel. Auch jetzt ist das Schloss unbewohnt, die Erben des Königs streiten sich noch um den Besitz; inzwischen verfällt es, und es ist lebensgefährlich, die Veranden zu betreten. Nur für Festlichkeiten öffnen sich ein- oder

zweimal im Jahr seine Pforten für die französisch sprechende Bevölkerung, und während dann unten die Jugend in dem mit Blumen dekorirten Saal sich im Reigen wiegt, geben sich oben ältere Leute die grösste Mühe, ihr Geld im Ecarté, Baccarat oder Poker möglichst schnell los zu werden. Ein eingezäunter, grosser, vollständig vernachlässigter Platz mit einem zerbrochenen Fahnenmast, der recht gut zu dem Ganzen passt, umgiebt die einst königliche Residenz, deren eine Seite von einem Bach begrenzt wird, in dem vom Morgen bis zum Abend Frauen hocken und Wäsche waschen, gleichzeitig ihr tägliches Bad ungenirt damit verbindend.

Das Palais des Gouverneurs ist etwas kleiner als das Schloss; zu ebener Erde sind die Empfangsräume, im ersten Stock die Wohn- und Schlafzimmer. Auch der Garten ist kleiner als der Platz vor dem Königshaus, ein grosses Viereck ist abgetrennt, um als öffentlicher Vergnügungsplatz zu dienen. Von diesem führt ein prächtiges, von hohen, mächtigen Bambussträuchern gebildetes, natürliches Thor in den Garten, der augenblicklich ziemlich kahl ist, weil der neue Gouverneur bald nach seiner Ankunft alle Bäume umhauen liess, die, wie er meinte, nur den Mosquitos und anderen lästigen Thieren Unterschlupf gewährten, ohne sonst viel zu nützen. Blumenbeete in dem Garten anzulegen, wäre unnütz, denn bei jeder Gelegenheit, die etwas Sehenswerthes bietet, füllt sich derselbe mit Zuschauern, die nicht auf Gänge, Rasen oder Blumen achten,

sondern den gradesten Weg als den kürzesten wählen, unbekümmert wohin und worauf sie treten.

In der Mitte des öffentlichen Platzes steht ein Musikpavillon; hier spielt an jedem Sonnabend Abend die städtische Musikkapelle, wozu sich ziemlich »Ganz-Papeete« versammelt. Fliegende Händler bringen allerlei Ess- und Trinkwaren, Cigaretten und stark duftende, zu Ketten und Kränzen verarbeitete Blumen zum Verkauf. Blumen bilden den hauptsächlichsten Schmuck auf Tahiti und werden von jedem Geschlecht und jedem Alter bei jeder Gelegenheit getragen. Da sie der Tahitierin auch dazu dienen, dem Auserwählten ihre Gefühle kund zu geben, so vertreten Kränze nicht selten die Stelle unserer Trauringe. Sie genügen meistens, denn Liebe und Treue überdauern nur selten das Verwelken der Blumen; an den Musikabenden ist in diesem Artikel ein besonders grosser Umsatz. Das letzte von der Kapelle vorgetragene Stück ist stets eine Quadrille, deren Töne ein eigenthümliches Bild hervorzaubern. Bis dahin war der Platz trotz der vielen Zuhörer fast leer geblieben, weil die dunklen, ihn umgebenden Alleen sich zum Lustwandeln besser eignen, jetzt strömen Alle der Mitte zu. Sich gegenseitig an der Hand fassend, umtanzt das junge Volk erst langsam, dann immer schneller und schneller den Pavillon, bis die ganze Gesellschaft in ein so wildes Rasen geräth, dass man glaubt, eine Horde Tollhäusler vor sich zu haben. Erst mit dem letzten Ton tritt

wieder Ruhe ein, und unter Lachen und Plaudern verlassen die Paare den Platz.

Am nächsten Morgen treffen sich Alle schon vor Tagesanbruch wieder auf dem Marktplatz, wo die jungen Mädchen ausführlich ihre Erlebnisse erzählen und dabei die intimsten Details preisgeben, während es den Männern nicht erlaubt ist, die Geheimnisse auszu-plaudern<sup>1)</sup>. Eine Glocke giebt um 5<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr im Sommer und um 6 Uhr im Winter das Zeichen zum Beginn des Marktes, und nun eilt Jeder in die Halle, um den besten Fisch, ein besonderes Stück Fleisch, Früchte oder eine andere Lieblingsspeise zu erstehen. Vor dem Glockenzeichen darf Niemand verkaufen, aber oft, besonders an Tagen, an denen nicht viele Fische, die ein Hauptnahrungsmittel bilden, vorhanden sind, sind diese in des Wortes wahrster Bedeutung vergriffen, da die Menge sich an die Gitter drängt, mit den Armen hindurchlangt und die ausgesuchten Thiere festhält, bis die Glocke die Erlaubnis zum Wegnehmen ertheilt.

Die Morgenstunden auf dem Markt gewähren stets ein hübsches Bild, denn man hält darauf, gut angezogen zu erscheinen, Sonntags aber werden die besten Toiletten vorgeführt und der Platz ist gedrängt voll. Sind die Einkäufe gemacht und ist der Austausch der Neuigkeiten beendet, so füllen sich die von Chinesen

---

<sup>1)</sup> Vergl. Südsee-Bilder, Seite 20.

gehaltenen, am Markt liegenden Restaurants, in denen mit Vorliebe der Kaffee eingenommen wird. Leider sind auch die Rumschenken nicht weit entfernt, und auch in ihnen ist an Sonn- und Festtagen schon um diese frühe Stunde ein lebhafter Verkehr. Dem schwächeren Geschlecht ist nach französischem Gesetz das Betreten derselben freilich nicht erlaubt, das stärkere bringt deshalb die gefüllten Gläser galant heraus, und oft entsteht dann auf der Stufe der Halle eine so wackere Zecherei, dass die Theilnehmer sich den Weg nach Haus sparen und ihnen vom *Mutoi*, einem eingeborenen Polizisten, der gegenüber liegende *Tarabus*<sup>1)</sup> zum Ausschlafen ihres Rausches angewiesen wird.

Während der heissen Tagesstunden sieht man nur wenig Leute in der Stadt; Jeder sucht dieselben im Schatten seiner vier Pfähle zu verbringen, am Abend kommt man dann wieder auf dem Markt zusammen, um im *dolce far niente* die angenehme Kühle gemeinsam zu geniessen. Sonntags sind die zur protestantischen und katholischen Kirche führenden Strassen am Vormittag ziemlich belebt, nachmittags tönt lauter Gesang mit Ziehharmonikabegleitung aus allen den

---

<sup>1)</sup> *Tarabus* ist das in den südlichen Ländern der Vereinigten Staaten von Nordamerika aus dem Spanischen *calabozo* entstandene englische Wort *calaboose*. Damit bezeichnen die Tahitier ein kleines am Markt gelegenes *cachot*, während sie dem am Ende der Stadt erbauten grossen Gefängnis den Namen *Fare auri*, das Haus mit dem Eisen, d. h. Handschellen, gegeben haben.

Häusern, in denen man Spirituosen auf recht- oder unrechtmässigem Weg erlangen kann. Diese Plätze muss man aufsuchen, will man alte tahitische Tänze sehen, die öffentlich nicht mehr aufgeführt werden dürfen.

Wer den Markt regelmässig morgens und abends besucht, lernt schnell ein gut Theil von Tahiti kennen, doch wäre es falsch, wollte er bei einer Beschreibung der Insel sich allein nach den in Papeete gemachten Beobachtungen richten; in den Distrikten ist manches anders als in der fremden Einflüssen mehr ausgesetzten Hafenstadt.

Im grossen und ganzen ist es ein schönes, liebenswürdiges Geschlecht, welches die Gesellschafts-Inseln bewohnt, überall wird man freundlich aufgenommen und zuvorkommend mit Speise und Trank versehen. Leider ist die Bevölkerung auf Tahiti schon sehr gemischt. Dieses Eiland, bereits seit 1606 den Europäern durch die Entdeckung durch Pedro Fernandez de Quiros bekannt, hat in Folge seines guten Klimas und den angenehmen Umgangsformen seiner Bewohner stets einen solchen Reiz auf die dorthin Kommenden ausgeübt, dass viele von diesen sich daselbst häuslich niedergelassen haben. Auch von Inseln der Südsee kamen und kommen noch häufig Besucher: so ist als Anhängsel von Papeete eine ganze Atiu-Stadt entstanden, wohin sich die jungen Mädchen von den Cook-Inseln flüchten, die es unter dem despotischen

Regiment der englischen Missionare in ihrer Heimath nicht aushalten können, ein Umstand, der für den Rückgang der Bevölkerung auf jener Inselgruppe stark ins Gewicht fällt. Es ist daher nicht erstaunlich, dass nur noch wenige Eingeborene vorhanden sind, in deren Adern reines tahitisches Blut fliesst.

Die Männer sind gut gewachsen, haben angenehme Gesichtszüge, reiches schwarzes Kopfhhaar, das jetzt kurz geschnitten getragen wird, doch nur spärlichen Bartwuchs. Tätowirungen sieht man nicht mehr. Die kräftigen hellbraunen Gestalten tragen mit Leichtigkeit grössere Lasten meilenweit und können stundenlang rudern, ohne zu ermüden. Sie kleiden sich schon vielfach europäisch, tragen aber zumeist nur eine Hose aus weissem oder blauem Drill und eine Unterjacke, oder statt deren ein über die Hose fallendes Hemd oder eine hemdartige Jacke. Nur im Busch wird noch allgemein der *Pareu* getragen, ein etwa meterbreites Lendentuch aus Kaliko in rothen oder blauen Grundfarben mit weissen oder gelben Mustern, das bis über die Wade reicht, auf dem Marsch und bei der Arbeit aber so geschürzt wird, dass es nur noch die Grösse einer Schwimmhose hat. Früher bestand dieses Hüftentuch aus *Tapa*, der aus der Rinde des Brotfruchtbaumes, *Uru*, gewonnen wurde<sup>1)</sup>. Die Farbe war damals das natürliche Weiss oder ein gefärbtes Braun, zu dessen

---

<sup>1)</sup> Vergl. Südsee-Bilder, Seite 224.

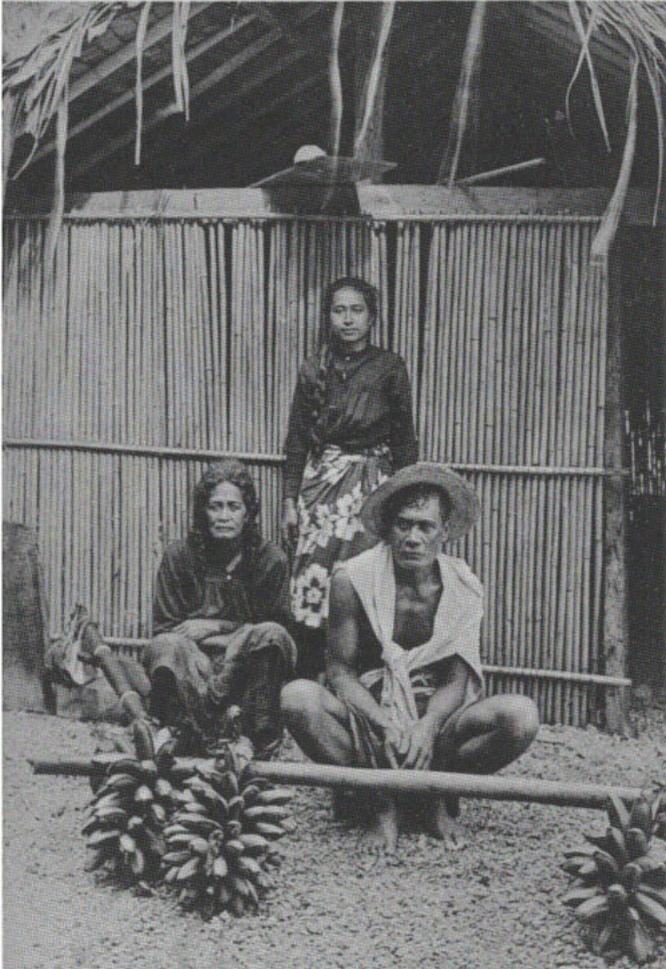
Herstellung man verschiedene Baumarten gebrauchte, da die Saat des *Mati* mit den Blättern des *Tou*, der Fruchtschale des *Tiairi* und der Wurzel des *Nono* verrieben werden musste. Auch gab es für festliche Gelegenheiten *poncho*-artige Ueberwürfe, aus feinstem Stroh geflochten und verziert mit Faserwerk, das aus einer dem Guineagrass ähnlichen Grasart, — jetzt mit *Purumu*, das englische Wort *broom*, bezeichnet, — oder aus der Rinde der jungen Zweige des *Purau*-baumes hergestellt und mittelst *Rea*, wildem Ingwer, hellgelb gefärbt war. Aeltere Leute, besonders solche, die in der Gemeinde oder Kirche eine angesehenere Stellung einnehmen, tragen einen schwarzen *Pareu*, den sie auch in der Hauptstadt nur ungern mit der ihnen noch unbequemen Hose vertauschen. Da die Trauer um einen Toten schwarze Kleidung erfordert, so wählen Leidtragende auch für die Hemden oder überfallenden Jacken die schwarze Farbe. Ein Hut aus Pandanus, Bambus, Zuckerrohr oder Pfeilwurzel geflochten, vervollständigt die Toilette.

Mit Hüten treiben beide Geschlechter grossen Luxus. Strohflechten ist eine der Hauptbeschäftigungen der Tahitianer, und manche erlangt darin eine staunenerregende Kunstfertigkeit. Die Form der Hüte ist immer die gleiche und zwar die des gewöhnlichen europäischen Strohutes, aber die Ausführung ist sehr verschieden. Die einfachsten und zugleich stärksten, fast nur im Busch getragenen werden aus Pandanus, die besten und leichtesten aus

*Pia*, Pfeilwurzel, die zumeist gebrauchten aus Bambus und Zuckerrohr hergestellt. Dadurch dass man für einen Hut auch verschiedenes Material oder weisses und gefärbtes Stroh verwendet, auch schwarze *Papafei*, die Rinde der *Fei*, oder braunes *Oaha*, einen Farrnkrautstengel, dem man die äussere Schale abgezogen hat, hinzunimmt, entsteht eine grosse Mannigfaltigkeit in der Ausführung. Der Hut für die Männer wird mit einer aus demselben Stroh geflochtenen Krone oder einem seidnen Band verziert, die Frauen benutzen ebensolche Kronen oder aus Muscheln hergestellte Kränze, ziehen aber Tücher und Bänder mit grossen Schleifen aus schwerer bunter Seide vor. Bei Trauer werden auch die Hüte schwarz gefärbt und mit schwarzen Bändern versehen, selbst junge Mädchen tragen dann solche, obgleich für sie in diesem Fall weisse Kleider vorgeschrieben sind.

Das weibliche Geschlecht ist auch auf Tahiti das schönere. Gut aussehende Frauen überwiegen, wirklich hässliche findet man selten; oft nehmen sie freilich im Alter an Körperfülle sehr zu, unter den jüngeren findet man aber viele, die Jedermann für wirkliche Schönheiten gelten lassen wird. Tadellos sind die Figuren, einnehmend die Gesichtszüge; unter den Mischlingen sind sogar feine Züge nicht selten (Tafel I), während jedoch die etwas breiteren der reinen Tahitierin (Tafel II) ebenso anziehend wirken. Langes, prächtig schwarzes Haar, oft aufgelöst getragen, zumeist aber zu einem hinten herunter-

TAFEL II.



EINGEBORENE VON TAHITI.  
GESELLSCHAFTS-INSELN.



hängenden Zopf geflochten<sup>1)</sup>, erhöht die Anmuth der Schönen, die bei der Arbeit auf dem Land sich noch mit dem Pareu als Bekleidung begnügt, sonst aber auch schon nach europäischem Vorbild lange Schleppekleider trägt. Schuhe und Strümpfe haben sich noch nicht sehr eingebürgert, nur Wenige benutzen solche täglich, Manche nur bei gutem Wetter, die Meisten niemals; zu Ersteren gehört eine kleine Anzahl mit Weissen verheiratheter Mischlinge, zu den Zweiten mischfarbige und tahitische Damen, die in den Häusern von Weissen verkehren, zu den Letzteren alle übrigen, die bei weitem die Mehrzahl bilden. Reizend ist es zu beobachten, wie ein plötzlicher Regen die Toilette verändert: zuerst wird der werthvolle Hut gegen die Nässe geborgen, dann das Kleid hochgenommen und über den Kopf geschlagen, endlich entledigt man sich der Schuhe und Strümpfe und trägt sie in der Hand. Im einfachen Pareu genirt die Frau auch der stärkste Regen nicht; sie ist daran gewöhnt und fühlt sich wohl im nassen Element, wie sie ja nichts Schöneres kennt, als täglich stundenlang im Wasser herumzuplätchern.

Die Kleider sind taillenlose Gewänder, die, am Hals geschlossen, glatt herunterhängen und eine möglichst lange Schleppe haben. Auf der Strasse wird diese mit einer eigenartigen eleganten Bewegung hochgenommen

---

<sup>1)</sup> Um beim Tod eines nahen Verwandten tiefen Schmerz auszudrücken, schneiden sich die Frauen auch heutigen Tages noch das Haar ab, vergl. Südsee-Bilder, Seite 303.

und mit dem linken Ellenbogen fest an den Leib gedrückt, wobei der Unterarm eine senkrecht aufwärts gerichtete Stellung erhält und ein etwa zu tragender Gegenstand dann auf dem nach oben gerichteten Handteller ruht. Dem Klima entsprechend sind die Kleider aus sehr dünnem Stoff, bunte bedruckte Kattune und Mousseline überwiegen aus praktischen Gründen, während weisse Kleider gern an Festtagen getragen werden, wo auch solche von dünner japanischer und chinesischer, ja sogar von schwerer französischer Seide zu sehen sind. Mit Spitzen, bunten Bändern oder einer hübschen Schleife, die die Tahitierin mit ebensoviel Chic anzubringen weiss wie die Pariserin, sucht man die Wirkung der Toilette zu erhöhen, durch ein warmes um die Schultern geschlagenes, oft auch über den Kopf gezogenes Tuch sich gegen die Morgen- und Abendkühle zu schützen.

Der Zierrath besteht ausschliesslich aus importirter Ware, recht dicke Goldsachen werden besonders schön gefunden. Viel besser als diese kleidet die Tahitierin der alte landesübliche Schmuck der Blumen, die auch jetzt noch, wie bereits gesagt, so gern getragen werden, dass selten ein Mädchen an einer Blüthe vorbeigeht, ohne sie zu pflücken und hinter das Ohr oder in das Haar zu stecken. Nebenbei haben die Blumen das Gute, dass sie bei dem stark gesalbtem Haar den für den Europäer nicht immer angenehmen Geruch des mit verschiedenen Düften geschwängerten Kokosnussöls

etwas verdrängen. Wohlgerüche liebt die Tahitierin ungemein, man kann sie nicht mehr erfreuen, als wenn man ihr eine Flasche Parfüm schenkt. Doch versteht sie nicht damit umzugehen, sie leert die Flasche auf einmal über sich aus und duftet dann derart, dass wiederum nur ein in der Südsee Geborener daran Freude haben kann.

Ein *Fare*, Haus, nach alttahitischem Vorbild findet man in Papeete nicht mehr, der Feuersgefahr wegen sind Bambuswände und Grasdächer aus der Stadt verbannt. Einige wenige Steinbauten ausgenommen, sind die Häuser hier aus Brettern aufgeführt, die man aus San Francisco zugleich mit amerikanischen hölzernen Dachschindeln importirt. Am Strand entlang liegen die grösseren Geschäftsfirmen, das deutsche, englische und amerikanische Konsulat, die protestantische Kirche, die Lagerschuppen der Zollbehörde und etwas entfernter das Arsenal, jetzt als Kohlenniederlage für die französische Marine gebraucht. Von hier aus hat man den schönsten Blick auf den Hafen, auf die vom Strand nach den dahinter liegenden Hügeln sich hinziehende, fast ganz im Grünen versteckte Stadt, auf den 2065 *m* hohen Aorei, den durch ein tiefes Thal von diesem getrennten, nicht ganz so hohen Tevirua mit den von ihnen auslaufenden, das Bild im Hintergrund abschliessenden Bergketten, und auf die im Westen liegende Insel Moorea. Diese ist Tahiti so nahe, dass beide Inseln nur ein Ganzes zu

bilden scheinen und man versucht wird, die kleine Bucht von Papeete für eine grosse Bai zu halten; mitten in derselben liegt die kleine, von Palmen beschattete Insel Motu uta mit den Ruinen eines französischen Forts. Unvergesslich schön ist die Bucht bei Sonnenuntergang, wenn der feurige Ball hinter den wildgezackten Bergen Moorea's verschwindet oder neben ihnen ins Meer taucht, beide Inseln mit goldigem Glanz umhüllend.

Papeete unterscheidet sich wenig von anderen Orten der Südsee, in denen Europäer hausen, und ist nicht sehr interessant. Das Wenige, was noch von tahitischem Leben übrig ist, kann man nur ausserhalb der Hauptstadt kennen lernen, und dort finden wir auch noch die den Holzbauten in diesem Klima unbedingt vorzuziehenden Häuser aus Bambus. Leider verschwinden sie mit unglaublicher Schnelligkeit. Der Wunsch vieler Tahitier ist augenblicklich der: Besitzer eines Wagens und eines hölzernen Hauses zu werden. Seitdem die Vanille auf der Insel angepflanzt wurde und infolge von Missernten in Westindien ungeheuer im Werth gestiegen ist, kommt soviel Geld unter die Eingeborenen, dass sie von einer ordentlichen Bauwuth befallen sind. Zu wünschen wäre es, dass diese bald wieder nachliesse, denn da die Leute die Holzhäuser nicht im Stand zu halten verstehen, so verfallen diese schnell zu wackligen Bretterbuden, sodass mit dem Verschwinden der alten Bauweise die jetzt noch idyllischen Dörfer

TAFEL III.



KOCHHAUS, TAHITI.



WOHNHAUS, TAHITI.  
GESELLSCHAFTS-INSELN.



statt zu gewinnen, verlieren und einen traurigen Anblick gewähren werden. So hübsch eine tahitische Wohnung aus Bambus ist, so reinlich sie fast immer gehalten wird, so gute Luft man darin athmet, so unsauber sieht es oft bei tahitischen Familien aus, die in hölzernen Häusern wohnen, so stickig ist die Luft in denselben.

Die Form des tahitischen Hauses ist ellipsenförmig, oder länglichviereckig mit halbrunden oder geraden Seitenwänden (Tafel III und Tafel IV); nur gewöhnliche Hütten stehen direkt auf der Erde, die übrigen Häuser auf ebenfalls ellipsenförmigen Plattformen, die bis zu 0,5 *m* Höhe aus festgestampfter Erde hergestellt, von grossen Steinen eingefasst und nur um wenig grösser als die Häuser selbst sind. Hier bildet ein zweiter etwas nach innen gerückter Kranz aus Steinen den Untergrund des Hausgerüsts; darauf ruht eine hölzerne Schwelle, an der in der Innenseite aufrecht stehende Balken in ungefähr 1 *m* Entfernung von einander befestigt sind, die als Träger der Querbalken und des, ebenfalls aus Holzbalken bestehenden, einfachen Dachgerüsts dienen. Auf letzterem ruhen Stangen parallel an den Längsseiten, strahlenförmig an den Rundungen, an die enggereiht zusammengeflochtene Pandanusblätter befestigt sind. Für die Hauswände werden Bambusstangen verwendet; obgleich man sie dicht neben einander an das hölzerne Gerüst bindet, so bleibt doch immer Zwischenraum genug, um frischer Luft Zugang von allen Seiten ins Innere zu gewähren, sodass zumeist

ein kleiner Luftzug entsteht, der die Wärme des Tages angenehm mildert. In der Mitte der Längsseite befindet sich eine Thür, hergestellt aus Holz, oder aus einer Matte, oder auch nur aus einigen lose zusammengebundenen Palmlättern; ist eine zweite vorhanden, so befindet sie sich an der anderen Längsseite, der ersteren gegenüber; an den Rundseiten werden Thüren niemals angebracht, Fenster sind nicht vorhanden. Die Wände sind ungefähr mannshoch; da aber die Pandanusblätter des Daches oft ein Stück über dasselbe hinausragen, so kann man in die meisten Häuser nur gebückt eintreten. Für den höflichen Tahitier ist die Höhe der Thür gleichgültig, denn niemals wird er aufrecht, sondern stets tief gebückt ein Haus betreten, um sich gleich am Eingang niederzukauern und erst nach wiederholter Aufforderung zum Näherkommen weiter vorwärts zu rutschen. Auf dem Boden aus festgestampfter Erde liegt eine dicke Schicht getrockneten Grases mit darüber gebreiteten, aus Stroh geflochtenen Matten, sodass man zum Sitzen und Liegen kein hartes Lager findet. Die Grösse der Häuser ist sehr verschieden, es giebt kleine, die kaum Raum für eine Familie gewähren, und andere, die eine Länge bis zu 45 *m* haben. Steht eine grössere Festlichkeit in Aussicht, so baut man vor dem Haus eine offene Halle aus Bambusstäben und Pandanusblättern und schmückt sie so reich mit Blumen, dass sie an Pracht jeden europäischen Festsaal aussticht.

Wie das Fare alten Styles in das moderne Haus über-

geht, zeigt Tafel V. Das untere Bild ist noch das viereckige Bambusgebäude der Tafel IV, aber statt auf einer Plattform steht es auf niedrigen Steinfeilern und besitzt bereits eine Veranda, das obere ist das daraus entstandene hölzerne Haus.

Abseits von dem Wohnhaus liegt eine einfache viereckige Hütte, in der das Essen bereitet wird und die meistens auch als Speisesaal dient (Tafel III); nur wenn Gäste anwesend sind, wird diesen stets im Wohnhaus das Mahl gereicht, das auf den dann mit grünen Blättern bedeckten Boden gestellt und von den davor Kauernden mit den Fingern zum Mund geführt wird. Eine Feuerstelle findet man im Wohnhaus nicht, dadurch erhält es sich rein von Rauch und Russ, während das Kochhaus stets im tiefsten Schwarz erglänzt. Kochgeräthe, Essschüsseln, Wasserbehälter aus Thon, Holz, Bambus, Kokosnüssen und ausgehöhlten Kürbissen, bereits vermengt mit importirten eisernen und blechernen Töpfen und Schüsseln, werden im Kochhaus aufbewahrt, im Wohnhaus dagegen die mit Wäsche und Kleidern gefüllten Körbe und Truhen. Ausser diesen gehören seit kurzem zum Inventar gewöhnlich noch ein oder mehrere Betten, ein Tisch mit einigen wackligen Stühlen und eine Nähmaschine. Nur letztere wird wirklich gebraucht, alles übrige dient bloss zum Staat oder für fremden Besuch. Wird solcher erwartet, so wird das Haus gut gefegt und gereinigt, und alle Betten erglänzen in so tadellos weisser Wäsche, dass es eine

Freude ist, die Wohnung zu betreten. Freilich sehen die Häuser nicht immer so schmuck und sauber aus; kommt man unangemeldet, so sieht man wohl auch mal weniger Erfreuliches, selten aber wird man die Bambushäuser abschreckend schmutzig finden, während dies bei den Holzbauten, auf deren oft morschen Treppen man schon vor dem Eintritt leicht Hals und Beine brechen kann, eher vorkommen mag. Besitzen Leute Häuser von beiden Arten, so bewohnen sie doch nur die aus Bambus und überlassen die anderen ihren Besuchern; haben sie nur eins, so geben sie dem Gast die beste Schlafstelle.

Einst bat ich in dem Haus eines eingeborenen Lehrers um ein Nachtlager, das mir, wie überall, gern gewährt wurde. An der Längsseite standen drei Betten mit schneeweisser Wäsche, auf jedem lagen unzählige Kissen und die beliebte Decke, die man aus einer Menge kleiner bunter Lappen herstellt, indem man diese zu hübschen Mustern zusammennäht, alle waren mit Mosquitonetzen überspannt. Da ich die Familie nicht in ihrer Bequemlichkeit stören wollte, bat ich um die Erlaubnis, mein Netz daneben aufhängen und meine Decken darunter ausbreiten zu dürfen, indem ich ein solches Lager auf dem nicht harten Boden für vollkommen ausreichend erklärte. Dies wurde mir jedoch direkt abgeschlagen; ich sollte durchaus in einem Bett schlafen, und vor dem Zubettgehen wurden vor dem letzten einige Pareu aufgehängt, die den Raum, der

mir überlassen wurde, von dem übrigen vollständig trennte. Als ich während der Nacht nach dem Wetter schauen wollte und meine Schritte nach der Thür richtete, fiel ich über etwas, das ich bald als einen der Söhne des Lehrers erkannte, den ich, wie ich fürchtete, aus seinem Bett vertrieben und zu dem härteren Lager gezwungen haben mochte. Wie erstaunte ich aber, als ich die Thür öffnete und das helle Mondlicht ins Innere drang, die ganze Familie einträchtig am Boden liegen zu sehen und die Betten unberührt zu finden. Kein Wunder, dass sie an jedem Morgen wie frisch überzogen aussahen und das Haus früh schnell aufgeräumt war, denn zum Waschen ging man zum nahen Bach, und das Frühstück wurde, wenn es solches gab, im Kochhaus eingenommen.

Viel besser sah jedenfalls dieses Haus zu jeder Tageszeit aus als das aus Brettern errichtete, wenig einladende Schulgebäude mit den wackligen Bänken, dem thürenlosen Eingang und den kahlen viereckigen Oeffnungen, in denen einst Glasfenster oder Holzläden gehangen haben mochten. Hier gab der Herr Lehrer Unterricht und zwar musste er ihn laut Verordnung der Regierung in französischer Sprache ertheilen; nur wenn seine Schüler etwas nicht verstanden, übersetzte er es ihnen ins Tahitische. Gern hätte ich den Stunden beigewohnt, leider aber waren gerade Ferien, und so habe ich das Wunder nicht sehen können, wie ein Tahitier Schreiben, Lesen, Rechnen, selbst Geschichte und

Geographie und wer weiss was noch für Fächer in einer Sprache lehrt, von der er selbst nur eine sehr geringe Kenntniss besitzt. Seine Schüler zogen die ins Tahitische übersetzten Erklärungen jedenfalls vor, denn im Dorf sprach Niemand französisch. Trotz aller Mühen der Regierung ist es noch nicht gelungen, die französische Sprache unter den Eingeborenen einzubürgern; nur wenige von ihnen sprechen sie, sodass bei Gerichts- und anderen officiellen Verhandlungen der Dolmetscher eine grosse Rolle spielt, während sich allerdings Niemand ins Parlament wählen lassen kann, der sich nicht geläufig im Französischen auszudrücken vermag. Umgekehrt lernen alle nach der Insel kommenden Franzosen schnell Tahitisch. da die Tahitierinnen ausgezeichnete Lehrerinnen sind, sodass es wohl noch lange dauern kann, bevor man ausserhalb von Papeete viel Französisch sprechen hören wird.

Französische Worte hat das Tahitische nicht aufgenommen, weil das Neue, was die Insulaner von den Weissen kennen lernten, schon mit englischen tahitisirten Worten bezeichnet wurde, als die Franzosen nach der Insel kamen. *Tarabus* und *Purumu* sind schon erwähnt worden; fast täglich hört man *Ti* für *tea*, *Tofi* für *coffee*, *Oniani* für *onion*, *Painapo* für *pineapple*, *Omara putete* für *omara potato*, unsere Kartoffel im Gegensatz zur süssen Kartoffel *Omara*, *Mati* für *matches*, *Harneti* für *harness*, *Betini* für *basin*, *Moni* für *money*, *Funu* für *spoon*

und anderes mehr. *Moni* bedeutet aber nicht allein Geld, d. h. Silbergeld, sondern Silber überhaupt und alles, was aus Silber hergestellt ist; ebenso ist *Punu* verallgemeinert. Da die ersten eingeführten Löffel aus Blech waren, so wird alles, was mit Blech zusammenhängt, als *Punu* bezeichnet, sowohl das Wellblechdach, wie eine blecherne Tasse oder eine Badewanne; man kauft eine *Punu* Petroleum, ein viereckiges Blechgefäß voll Petroleum, weil das Petroleum in solchen Blechkästen importirt wird, ebenso wie eine *Punu* Bisquits, eine Schachtel Bisquits, und der *Ia punu*, eigentlich »Blecfisch«, ist als Sardine in Oel ein sehr beliebtes Essen der Tahitier geworden.

Wie an ihrer Sprache so halten die Tahitier auch fest an ihrem Grundbesitz, sehr zu ihrem Vortheil und wieder sehr zum Bedauern der Regierung, die lieber das Land in den Händen von Kolonisten sähe. Ob dies jedoch die Insel so heben würde, wie man alsdann hofft, ist noch sehr fraglich. Früher haben Weisse schon manches Stück Land erworben, und im Jahr 1865 gelang es einem Engländer Stewart, als unter den Eingeborenen fälschlicher Weise das Gerücht verbreitet worden war, dass wer bis zu einem gewissen Tag seinen Grund und Boden nicht bebaut hätte, von der Regierung in Strafe genommen werden würde, im Süden der Insel einen grossen Länderkomplex zu erwerben, den er *Terre Eugénie* benannte und mit Baumwolle und Kaffee bepflanzte, nachdem er in London die *Tahiti Cotton*

and Coffee Company ins Leben gerufen hatte. Als nach Beendigung des amerikanischen Bürgerkrieges die Baumwolle im Preise sank, musste die Gesellschaft liquidiren, das Land ging in französische Hände über, aber Seide ist auch seitdem dort nicht gesponnen worden, und von Kolonisation sieht man so gut wie nichts. Das Einzige, was davon zu spüren bleibt, ist die Menge Chinesen, von denen die Engländer gegen 2000 einführten, und die auch nach dem Krach auf der Insel blieben, ob aber zu deren Vortheil, ist wohl sehr zweifelhaft. Die Eingeborenen sehnen sich durchaus nicht nach einer Veränderung, und verdenken kann man es ihnen nicht: sie waren jedenfalls glücklicher, ehe die Weissen sich in ihr Land drängten, und erwarten durch eine Vermehrung derselben auch kein Uebermass von Glückseligkeit.

Einst gewährte ihnen ihre Insel alles dessen sie bedurften, alles wonach ihr Herz verlangte. Waren sie hungrig, so brauchten sie nur den Mund aufzuthun, das Essen wuchs ihnen förmlich hinein; waren sie durstig, so war an allen Orten klares gesundes Wasser im Ueberfluss vorhanden, die Milch der Kokosnuss gab einen herrlichen Trank, *Kawa*<sup>1)</sup> wurde bei Festen genossen, und berausenden, köstlich schmeckenden Wein verstanden sie aus Orangen zu bereiten; was sie an Kleidung nöthig hatten, war leicht herzustellen; vier-

---

<sup>1)</sup> Vergl. Südsee-Bilder, Seiten 11—13, 30, 247—251.

TAFEL IV.



FARE, TAHITI.



FAREHAU IN TAUTIRA, TAHITI.

GESELLSCHAFTS-INSELN.



undzwanzig Stunden am Tag im Nichtsthun zu verbringen, wurde ihnen nicht schwer, denn sie übten es von Jugend auf, und Schmausereien, Gesang und Tanz, Spiele und Jagd und dann und wann ein fröhlicher Kriegszug brachten genügende Abwechslung in ihr Leben.

Anders jetzt! Zwar hält der Tahitier im allgemeinen noch fest an dem früheren Leben: ohne sich um das Morgen zu sorgen, ohne an das Gestern zurückzudenken, genießt er die Gegenwart vom Tag seiner Geburt bis zur Stunde seines Todes; verschiebe nie auf morgen, was du übermorgen auch noch thun kannst, ist sein Wahlspruch, aber statt ein ungebundenes freies Leben zu führen, dämmert er dahin und versinkt nach und nach, bis er von der Erde verschwunden sein wird. Nicht mehr ist er Herr seines Willens, französisches Recht zwingt ihn in ungewohnte, verhasste Formen, nicht mehr darf er seine Feste feiern, wie er es liebt, denn wer sich vergisst und die alten Gebräuche dabei auffrischt, wird in Strafe genommen und muss, ist er nicht im Besitz von *Moni*, das Strafgeld durch, *horribile dictu*, Arbeit abzahlen, seine Tänze und Spiele sind zum grossen Theil verboten, die Jagd ist ihm genommen, denn mit den früheren Waffen versteht er nicht mehr umzugehen, und um ein Gewehr führen zu dürfen, bedarf es einer besonderen, schwer zu erlangenden Erlaubnis, und die Kriegszüge haben aufgehört, seitdem die Weissen ihn unterdrückt, eine Garnison nach Papeete und Kriegsschiffe in die Häfen gelegt haben. Selbst

im Nichtsthun wird er durch die ihm aufgedrungene Bekleidung und durch Rücksichten belästigt, die er jetzt zu nehmen gezwungen ist, früher aber nicht gekannt hat.

Zu verwundern wäre es deshalb nicht, wenn er die Eindringlinge unfreundlich betrachten würde. Aber so gutartig und liebenswürdig ist er, dass ihm das vollständig fern liegt; jeden Neuankommenden empfängt er mit ebenso offenen Armen, wie den ersten Ansiedler und übernimmt damit geduldig immer wieder neue Lasten. Denn eine Last ist es für ihn, wenn er dabei Sachen kennen und lieben lernt, die er nur käuflich erwerben kann, wie Sardinen in Oel, ein Haus aus Holzbrettern, Biscuits, einen Wagen, Rindfleischkonserven und *last not least* Rum, zu dem er eine grössere Zuneigung gefasst hat, als für ihn gut ist.

Um sich diese Dinge verschaffen zu können, muss er Geld haben; wie aber das ohne Arbeit erlangen? Auch in dieser Verlegenheit hat die Natur ihrem Schooskind geholfen, indem sie ihm eine Pflanze gab, die ihm mühelos den Reichthum ins Haus bringt: die Vanille. Hätte für den Tahitier erst eine Arbeit erfunden werden müssen, die ihm ganz genehm wäre, man hätte nichts Passenderes ersinnen können, als die Kultur dieser Pflanze. Leicht ist die Plantage hergerichtet, und trägt sie erst Früchte, so braucht er sich nur noch mit dem Einstreichen des Geldes zu bemühen. Die Befruchtung der Blüthe, die anderswo von Insekten vollführt wird,

besorgen Kinder, und Frauen pflücken die reife Schote; während diese dann vor dem Haus an der Sonne getrocknet wird, kann er im Schatten liegend seine Cigarette rauchen: das ist die Arbeit, die ihm gefällt. Auch mit dem Anbau des Zuckerrohres ist er einverstanden, in den Fabriken wird es verarbeitet, und der Rum hat seinen vollen Beifall. Kaffee ist wohl angepflanzt worden und gut gediehen, fordert aber zuviel Arbeit, um im grossen kultivirt zu werden; um die früher angepflanzte Baumwolle kümmert sich Niemand mehr, seitdem der Preis gesunken ist, und auch *Kopra*, der getrocknete Kern der Kokosnuss, wird verhältnissmässig wenig hergestellt, da es müheloser ist, die ganze Nuss zu verkaufen, die von Weissen nach Amerika exportirt wird, um dort, zu Mehl verarbeitet, in Feinbäckereien Verwendung zu finden.

Nur zur Befriedigung neu erregter Wünsche bedarf der Tahitier grösserer Summen, denn die Kleidung, die er gezwungen wird zu tragen, seitdem er sich nicht mehr im blossen Tapaschurz zeigen darf, ist leicht durch einen Fischzug oder durch Verkauf einer Anzahl von Kokosnüssen erworben, und andere Ausgaben hat er nicht, da seine Insel ihn nach wie vor mit allem Nothwendigen versieht. Das ist der Grund, dass Neuerungen nur sehr langsam Eingang finden, denn wenn er auch bereits Geschmack an einzelnen gewonnen hat, so scheinen sie ihm doch noch nicht so begehrlieh, um ihretwegen mit dem alten Leben zu brechen. Nur

wenn er mit geringer Mühe schnell hohen Verdienst erhalten kann, lässt er sich für die Arbeit gewinnen, andernfalls verzichtet er lieber auf jeden Lohn, als um geringen zu dienen, und er fühlt sich als Müssiggänger ebenso glücklich mit leeren, wie als Arbeiter mit vollen Taschen. »Viel oder nichts«, daran hält er fest; er kümmert sich nicht um den Wechsel der Verhältnisse, ohne Rücksicht auf diese stellt er seine Forderung und verzichtet auf alles, wird diese nicht angenommen. Augenblicklich baut Jeder Vanille, weil das Kilo im Laufe weniger Monate von 5 auf 35 Franc gestiegen ist (1896 bis 1897). Sinkt der Preis wieder, was nicht ausbleiben wird, sowie keine Fehlernten von anderen Ländern gemeldet werden, so werden die Plantagen ebenso schnell vernachlässigt werden, wie sie schnell entstanden sind, denn kann der Besitzer nicht den Preis erlangen, der ihm einmal als der höchste bezahlt wurde, so lässt er lieber alles beim Alten und hat dafür die Beruhigung, dass er sich um gar nichts zu kümmern braucht.

Um seine Pflichten gegenüber dem Usurpator zu erfüllen, hat der Tahitier zu seinem Glück kein Geld nöthig. Als König Pomare die Insel an Frankreich verkaufte, knüpfte er daran die Bedingung, dass auch fernerhin tahitisches Recht und tahitische Gebräuche gelten und zum grossen Theil tahitische Richter Rechtsprechens sollten, jedenfalls in allen auf Ländereien bezüglichen Rechtsfällen, d. h. dass der Grund und Boden eines Eingeborenen niemals mit Steuern belegt werden dürfe. So können

TAFEL V.



HAUS MODERNEN STYLES.



HAUS MODERNEN STYLES.

TAHITI.

GESELLSCHAFTS-INSELN.



die Besitzer ihr Land behalten, ohne fürchten zu müssen, durch darauf ruhende Abgaben in Schulden zu gerathen und dadurch zum Verkauf ihres Eigenthumes gezwungen zu werden. Die einzige Last, die ihnen auferlegt wird, ist die, jährlich elf Tage unentgeltlich für die Regierung zu arbeiten. Dies hat überhaupt Jeder zu thun, der auf der Insel wohnt, kann sich aber durch Zahlung einer Abgabe davon befreien, sodass der weisse Handelsherr nicht genöthigt ist, neben dem braunen Insulaner die Hacke zu schwingen, denn diese Arbeitsleistung wird zumeist für die Ausbesserung von Wegen verwendet. Deshalb ist während des grössten Theiles des Jahres die einzige vorhandene, um die Insel führende Strasse in leidlichem Zustand und für Wagen befahrbar, doch bilden brückenlose Flüsse in der Regenzeit dem Wanderer oft grosse Hindernisse. Bei dem schnellen Anschwellen derselben nach starkem Regen kommt es leicht vor, dass er zwischen zweien tagelang festgehalten wird, ohne sich nach vorwärts oder rückwärts bewegen zu können.

Tahiti besteht aus zwei Gliedern: an die Hauptinsel *Tahiti nui* oder Grosstahiti schliesst sich im Südosten *Tahiti iti* oder Kleintahiti an, eine etwas kleinere Insel als die erstere, doch in Form ihr ähnlich und mit ihr durch einen schmalen Isthmus verbunden. Die Strasse führt rund um Grosstahiti;